

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 10.

Halle a. d. S., Sonntag 10. März.

1889.

**Inhalt:** Bozema. Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch. (Fortf.) — Die historische Berechtigung der „gefrüchten“ Stellen in Trümelmanns Luther-  
schöpflete. — Land- und Hauswirtschaft: Die Viehzucht in der englischen Grafschaft Norfolk. Von Prof. Dr. C. Freytag. Neues Verfahren bei der Weiß-  
bäckerei. Süßwerden der Kartoffeln. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Einsetzung der Präsidenten in Washington. Literatur und Kunst.  
Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

## Bozema.

Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch.

(Fortsetzung.)

Mit Sehnsucht und Ungebuld hatte Gabor den Sohn erwartet, der mit ihm weiter streben, der ihm aber auch die Sorgen und Lasten tragen helfen sollte, die sich von Tag zu Tag mehrten. Aber nach dem ersten Gespräch schon war er zu der Erkenntnis gekommen, daß es keine ihm ähnliche, nur jüngere Kraft war, die, wie er gehofft hatte, in ihm aufgehen sollte, sondern in ihren Ueberzeugungen und Anschauungen eine selbständige und ihm völlig entgegengesetzte, und daß er ihm aus diesem Grunde keine völlige Klarheit über seine Verhältnisse geben konnte und durfte; konnte, aus einer unbewußt stolzen Scheu, durfte, weil er fürchtete, ihn dadurch völlig von sich zu entfernen.

So mußte er seinen Weg allein weiter gehen und — leicht war er nicht! . . . Manchmal hatte er eine Empfindung wie jemand, der aus dem morschen Holz eines niedergerissenen Hauses ein neues auführt und den der Gedanke überkommt, daß es ihm über kurz oder lang doch über den Kopf zusammenstürzen würde. . . . Früher war ihm die Errichtung einer Dampfmühle als der natürliche Endpunkt seines Strebens, seines energischen, weitausblickenden Geistes erschienen, jetzt war es ein Unternehmen — ihn zu retten. . . . Und wenn ihn etwas halten konnte, so war es dies. In dem ganzen großen Komitate gab es keine Dampfmühle, den Bedarf an seinem Mehl lieferten die pester Mühlen, die einen Landesruf hatten. Wenn seine Mühle ebensolch gutes Mehl produzierte, so würde es jenem vorgezogen; denn man sparte dabei die Kosten und Beschwerden des weiten Weges.

Und als die Sommermonate noch nicht ganz vorüber waren, stand sie fertig, die Dampfmühle, zuerst der Traum seines Lebens, dann zur Ankerfeste geworden, die das beschädigte Schiff festhalten sollte am heimischen Strand.

Gabor Semany glaubte alles berechnet und veranschlagt

zu haben, aber jeder Tag brachte neue Ausgaben, eine jede zog andere nach sich, wie aus einer Welle tausend andere weben.

Und eine noch sehr große Ausgabe stand bevor, eine, die sich auf Tausende belief: der Ankauf von gutem Weizen, und der war nur auf den pester Märkten zu bekommen, wo um die Herbstzeit eine reiche Zufuhr aus dem Banat war. Die Gegen-  
trag guten Roggen, Gerste, aber mittelmäßigen Weizen, der den gewöhnlichen Bedarf, oder das Bauernmehl lieferte; feines Dampfmehl jedoch konnte nur aus dem grobkörnigen des Banat gewonnen werden.

Und ein reicher Vorrath mußte angeschafft werden, wenn man die Konkurrenz mit den pester Mühlen eröffnen und die Geschäftswelt des Distriktes versorgen wollte. Und wie immer so wandte er sich jetzt wieder an seinen Advokaten. Der letzte Trumpf mußte ausgespielt, die Loose mußten verkauft werden. Nun war fast nichts mehr da, auf das man Hypotheken hätte aufnehmen können. Die paar Felder noch und der kleine freie Theil des Waldes lohnten nicht mehr. Es war zwar die eingeführte Ernte und der Viehbestand da, aber er scheute sich, auf diese Weise das Letzte preiszugeben, weil es endlich Mißtrauen in den Kreditanstalten erregen konnte. Und das eingeführte Getreide, das er in der Nähe auf Märkten verkaufen konnte, war ihm zur Deckung anderer Ausgaben nöthig. Nein, nun sollten die Loose daran! Wenn die Mühle im Gang sein und sich alles so verwirklichen würde, wie er hoffte, so war es leicht, sich wieder Papiere anzuschaffen!

Er schrieb seinen Advokaten, alle Loose zu verkaufen und wenn Stefan nach Pest käme, ihn reichlich mit Geld zu versorgen.

Von ersterem kam umgehend Antwort. Er könne nur einen kleinen Theil veräußern, der größere bestände aus den fürslich C'schen Papieren und diesen sünbe in kürzester Zeit

## Mannichfaltiges.

### Einsetzung der Präsidenten in Washington.

Am 4. d. M. hat in Washington die feierliche Inauguration des neuen Präsidenten, General Benjamin Harrison, stattgefunden, und zwar mit dem einen Europäer etwas naiv anmutenden Pompe, den man jetzt in Amerika bei derartigen Festlichkeiten zu entwickeln pflegt. Die Fahrt des neuen Präsidenten nach Washington, welche General Harrison bereits einige Tage zuvor von seinem bisherigen Wohnsitz Indianapolis aus zurückgelegt hatte, pflegt jetzt einem Triumphzug zu gleichen, und die ihr folgende Inauguration in den prächtigen Räumen des Kapitols ist immer mehr zu einem mit Feierlichkeiten und Volksfesten jeder Art verbundenen Staatsfeste geworden. Ueber den diesmaligen festlichen Akt liegt uns folgende telegr. Meldung vor:

Washington, 4. März. Heute fand hier die Amtseinführung des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Harrison, statt. Die Feier war nicht von günstiger Witterung begleitet. Es fiel starker Regen, als die Feierlichkeiten des Tages begannen. Gleichwohl hatten sich in der festlich geschmückten Pennsylvania Avenue große Volksmassen eingefunden und die an verschiedenen Punkten längs der Route des Festzuges errichteten Buchauerröhren waren gedrängt voll. Kurz vor 12 Uhr begab sich General Harrison, begleitet von dem

neuen Vice-Präsidenten, Mr. Morton, und den übrigen Mitgliedern seiner Verwaltung, zu Wagen nach dem Weißen Hause, wo er von Präsident Cleveland und den Mitgliedern seines Kabinetts empfangen wurde. Dann begab sich die ganze Gesellschaft zu Wagen unter einer Ehreneskorte nach dem Kapitoll und betrat den Saal, woselbst sich die Richter des obersten Gerichtshofes, die Mitglieder des diplomatischen Corps und die Spitzen der Civil-, Militär- und Marinebehörden sehr zahlreich eingefunden hatten. Präsident Cleveland und General Harrison traten mit ihrem Geolge kurz vor 12 Uhr im Senat ein, worauf Senator Ingalls die Session schloß und Mr. Morton, nachdem er vorher als Vice-Präsident vereinigt worden, eine außerordentliche Session des Senats des 51. Kongresses eröffnete. Hierauf begab sich die ganze Gesellschaft nach der Ostseite des Kapitols, wo eine Tribüne errichtet worden war, auf welcher General Harrison in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge den Amtseid als Präsident der Vereinigten Staaten leistete und seine Antrittsrede verlas.

Nachdem der Präsident genehmigt, geleitete ein langer Zug, bestehend aus Abtheilungen der Armee und Flotte und der Militz verschiedener Staaten, sowie Abordnungen der verschiedenen Bürgervereine die Gesellschaft nach dem Erektionsgebäude zurück, welches Präsident Harrison bezog, während Mr. Cleveland sich nach Mr. Fairchilds Wohnung begab. Den ganzen Tag hindurch herrichte die größte Begeisterung.

eine große Zukunft bevor. Der junge Fürst, der einzige Sohn und Erbe solle heirathen und bekäme von seiner Braut Millionen in die Ehe, das würde den Werth der Loose um fünf-, ja zehnfache steigern. Wer im Besitze derselben sei, halte sie fest, wie ein Kleinod. Aussharren hiesse es jetzt für ihn; denn die Papiere würden seinen Verlegenheiten abhelfen. Stefan solle nur zu Markte kommen, er würde wie immer Rath schaffen.

Also doch wieder ein Hoffnungsstrahl und in solch naher Aussicht! — Er that ihm wirklich noth, dem Richter Semany! Er fühlte sich manches mal wie in einem unheilvollen Kreise, der sich immer enger und enger um ihn zog.

Aber noch andere Sorgen bedrückten ihn. Mit Befremden und Unruhe bemerkte er, mit welch lebenswürdigem Eifer sich der junge Werkführer, Herr Jozi Bartas, seinem Mündel zu nähern suchte, durch welch aufmerksamem Benehmen er sie auszeichnete und — mit welchem offenkundigen Vergnügen sich Hanka diese Huldigungen gefallen ließ. Wenn er da jetzt Schiffbruch leiden sollte, so stürzte alles über ihm zusammen — so war er ein verlorener Mann. — Doch nein, eine ernstliche Gefahr konnte da nicht vorliegen! Es war kein Wunder, daß das hübsche Geschöpf dem städtischen Herrn in die Augen stach und wie ihre Stellung im Hause war, mußte er ihr ja lebenswürdig und aufmerksam begegnen; ihr wiederum schmeichelte diese Auszeichnung, was ja auch natürlich war. Von einer ernstlichen Absicht konnte auf beiden Seiten nicht die Rede sein.

Wehr jedoch noch als diese beiden beschäftigte Stefan seine Gedanken. Wie frisch und in herzlicher Offenheit war er in den ersten Tagen seiner Anwesenheit gewesen und wie rasch hatte sich das geändert! Es lag ein schwerer, düsterer Ernst, eine Verschlossenheit in seinem Wesen, die gegen seine sonstige, milde, feste Ruhe, seine warmherzige Freundlichkeit seltsam abstach. Würde er mehr von seinen Verhältnissen, als er sich merken ließ und drückte dies derart auf ihn? Oder war vielleicht ein Liebesverhältniß die Ursache, das er irgendwo in der Fremde angeknüpft? — Wie war es denn sonst möglich, daß er so gleichgiltig neben solch einem schönen Mädchen, wie es Hanka war, hergehen konnte! Gabor täuschte sich nicht gerne selber. Woche auf Woche verging, aber jene Wärme, von der Stefan gesprochen, schien sich noch immer nicht einstellen zu wollen, von beiden Seiten nicht. — Er hatte ihn schon einige male an den Versuch gemahnt, und ihn gedrängt, der Sache ein Ende zu machen. Stefan hatte immer wieder eine andere Ausflucht gefunden, zuletzt hatte er gesagt, man solle damit warten, bis die Mühe und alles im Gange sein würde, es sei jetzt keiner ganz mit seinen Gedanken dabei; hierin mußte ihm Gabor recht geben, besonders was ihn selber betraf. Hanka's war er bis jetzt sicher gewesen. Sie wußte, daß es ein heißer Wunsch von ihm war, trotzdem er es nie mit deutlichen Worten gesagt, und ihr Benehmen all die Jahre hindurch, deutete auf ein stilles Einverständnis. Was kam es also da auf ein paar Wochen an! — Doch jetzt, wie die Sachen standen, wollte er nicht länger als bis nach dem pester Markte warten, dann sollte das bindende Ja gesprochen werden.

In alter Zeit aber ging es bei der Uebersiedelung des höchsten Beamten der Republik nach der Bundeshauptstadt und bei seinem Amtsantritt dabelst ganz anders zu. Im Jahre 1800 übernahm die Frau des zweiten Präsidenten, John Adams, aus Washington: Wir kamen am Sonntag ohne weiteren Unfall hier an, eine Ferkel von 10 Meilen abgerechnet, die wir nach Verfehlen des Weges von Baltimore nur dem Umstande zuzuschreiben hatten, daß wir weder einen Menichen, noch einen Weg, sondern nichts als Wald von dort bis zur Ankunft in hiesiger Stadt zu sehen bekamen. Diese „Stadt“ besteht aber nur dem Namen nach. Nur hier und dort ist eine kleine Hütte ohne Glasfenster in der dichten Waldung sichtbar, die sich meilenweit nach allen Seiten ausdehnt. Dies ist die ganze Stadt.“ Nicht lange Zeit darau ritt am 4. März der dritte Präsident, Jefferson, „einsam und allein“ durch die Pennsylvania Avenue nach dem Kapitol, band dort sein Pferd selbst an einen Pfosten im Hofe und lehrte, nachdem er drinnen den Amtseid geleistet, ebenso unheimbar, wie er gekommen, nach dem Weiden Hause zurück. Nur langsam wuchs mit der neuen Bundeshauptstadt und der Zunahme der Bevölkerung überhaupt die Bedeutung des Inaugurationstages. Schon 1861 aber, beim Amtsantritt Lincoln's, war das geräumige Washington von neugierigen Fremden überfüllt. Die „magnetic distances“, durch welche es berühmt ist, so schrieb damals Friedrich Rapp, „rückten in Folge der unabsehbaren Menschenmenge anscheinend näher zuammen.“ Die Festlichkeiten aber waren noch

Gabor war entweder unerfahren in Liebesfachen oder er maß der Angelegenheit nicht die Bedeutung zu, die sie verdiente. — Als kluger Mann hätte er bedenken müssen, daß zwölf oder vierzehn Tage — so lange sollte Stefan fortbleiben; denn er hatte noch einige andere Aufträge zu vollführen und der Markt dauerte acht Tage — auch so von Bedeutung im Menschenleben sein konnten, und dann erst recht, wenn schon vorher unsichtbare Fäden gelegt sind, die nach einem Punkt streben. Denn während Stefan in Pest war, benutzte auch der Werkführer, Jozi Bartas, seine Zeit, den Boden auszufundichasten, und — die Stelle auszuwählen, die geeignet war, das Samenkörnlein des eigenen Glückes aufzunehmen und in Keim schießen zu lassen.

Jozi Bartas war von niederer Geburt, der Sohn eines armen Flickschusters, wenn er sich auch das Ansehen eines feinen Herrn zu geben wußte. Er war ein hübscher, schlanker Mensch mit einem glatten Gesichte und einer weichen, angenehmen Stimme. Ehrgeizig und strebsam hatte er sich von Kindesbeinen auf und weitergeholfen. Eine aufgeweckte und mehr schlaue als kluge Natur hatte er von jeher gewußt, jeden Vortheil auszunutzen, und da sein Ehrgeiz sich nicht auf staatenumwälzende oder andere große den Nachruhm bedingende Thaten bezog, sondern einfach auf Wohlstand und Wohlleben, so war das, was er suchte, stets auf seinem Wege erreichbar und er das — was man einen gewöhnlichen Streber nennt.

Als er seine neue Stellung antrat, die materiell sehr lohnend war, da der Richter ein sehr hohes Gehalt ausgezahlt hatte, um nur eine tüchtige Kraft zu bekommen, stach ihm gleich das reiche Besitzthum in die Augen. Und nach kurzer Zeit schon mußte er von allen Verhältnissen, kannte er die Geschichte der Familie mit allen Einzelheiten, als habe er jahrelang in ihrer Nähe gewohnt; denn Jozi Bartas besaß eine seltene Gabe, harmlose Fragen zu stellen, und eine noch größere, halbgegebene Antworten zu verstehen.

Doch was aller Welt selbstverständlich und natürlich schien, daß — Hanka und Stefan ein Paar werden sollten, das leuchtete Jozi Bartas nicht ein.

Hanka Holup war ein sehr schönes Mädchen und mit ihrem Vermögen von 30,000 Gulden, die im Laufe so vieler Jahre mit den Prozenten auf 40,000 angewachsen sein mochten, war sie trotz ihrer Bauernabstammung eine sehr gute Partie auch für einen Mann, wie Bartas war. Und es lohnte schon, dafür im Wettstreit mit diesem Stefan Semany alle Kräfte einzusetzen.

Und in der Hochhaltung und Werthschätzung seiner eigenen Persönlichkeit zweifelte er keinen Augenblick an dem Gelingen. Er hatte das Wesen Hanka's gleich in den ersten Tagen erkannt, erkannt, daß sie eitel, selbstgefällig und daß ihr Bauernart in tiefster Seele zuwider war, drei Dinge, die ihm Bundesgenossen werden und Vortheil gegen seinen Nebenbuhler gewähren mußten.

Und so kam es, daß die Hanka Holup den Werkführer Jozi Bartas bei allen Gelegenheiten auf ihrem Wege fand, daß seine Blicke immer bewundernder, schwächerer, seine Worte

ziemlich einfacher Art. Rapp berichtet darüber: „Die Deputationen etc. zogen um 12 Uhr zum Weiden Hause, wo sie den alten Präsidenten abholten, der dann bei Lincoln vorbrach und mit diesem die breite Pennsylvania Avenue entlang zum Kapitol fuhr. Der Zug war nach europäischen Begriffen äußerst ärmlich und unbedeutend. Ein einziges Musikcorps, ein paar Militär-Compagnien, ein Wagen mit 34 jungen Mädchen in Weiß, welche die 34 Staaten vorstellten sollten, allein in Wirklichkeit mehr einem Karnevalsekstrupp gleich, und endlich Lincoln in einem Wagen, welchem die Delegationen der verschiedenen Staaten folgten, — das war der ganze, so pomphaft angekündigte Festzug. Am Kapitol angekommen, begab sich Lincoln zunächst in das Senatszimmer und trat dann auf einen Balkon, wo eine aus rohen Tannenbrettern, ohne jeden Zierrath und jede Flagge oder Auszeichnung, eilig zusammengestimmte Tribüne stand. Auf dem Tische lag eine Bibel; außerdem trug derselbe ein Wasserglas und eine silberne Karaffe mit Wasser. Zur Rechten des Nieders saßen der Senat und eingeladene Gäste, zur Linken die Diplomaten und Musikanten. Lincoln trat, nachdem die Musik „Hail Columbia“ gespielt hatte, vor, und verlas seine Antrittsrede. Damit die einzelnen Blätter nicht vom Winde verweht wurden, legte er einen schweren Eisenstock auf das Manuskript.“ Schließlic folgte die Eidesleistung.

immer liebenswürdig, einschmeichelnd wurden, daß er ihr immer mehr zeigte, wie sehr sie ihm wohlgefiel. Und nun that sie auch ihrerseits alles Mögliche, diese Begegnungen zu vermehren, machte sich oft in der Mühle zu schaffen, wo sie eigentlich nichts zu thun hatte, gab bald diesem, bald jenem Müllerknecht einen Auftrag, der gar nicht nöthig war, nur um — diesen Blicken des Wohlgefallens aus seinen dunklen Augen zu begegnen. . . .

Aber noch anderswo trafen sie sich zur bestimmten Stunde und wie auf Verabredung, nämlich in der Laube im Hintergarten, der weit hinter den Wirtschaftsgebäuden lag. Jeden Abend in der Feterstunde verfügte sich Hanka mit einer Näharbeit dahin und jeden Abend erchien nach ihr Herr Zozi Barfas mit einer Zeitung in der Hand, die er in der Laube lesen wollte, aber niemals las.

„Wenn man Sie so antiebt, Fräulein Hanka, sagte Barfas mit seiner weichen, angenehmen Stimme, so sollte man es gar nicht glauben, daß Sie aus einem Dorfe sind und von Bauern abstammen. Ich habe in der Hauptstadt in seinen Kreisen verkehrt, aber manches Stadtfräulein könnte von Ihnen lernen, was Benehmen betrifft, von Ihrer reizenden Erscheinung gar nicht zu sprechen, denn das ist eine Sache, die man sich nicht selber giebt.“

Und nachdem Herr Zozi das gesprochen, überschüttete er sie ordentlich mit seinen brennenden Blicken und ließ mit selbstgefälliger Geberde seinen gewichsten Schnurrbart durch die Finger gleiten.

Hanka's Antlitz war wie mit Blut überzossen.

„O, Herr Barfas,“ stotterte sie, „Sie sind zu gütig, gar zu gütig.“

Sie hatte ihm gegenüber durchaus das sichere, selbstbewußte, oft hochfahrende Wesen nicht, das sie, mit Ausnahme von Gabor Semany, jedem gegenüber zur Schau trug. Obwohl die Bezeichnung „Fräulein“ aus seinem Munde ihr Herz mit einer stolzen, unzagbar glücklichen Empfindung erfüllte — denn bis jetzt hatte sie es nur aus dem Munde ihrer Dienstboten zu hören bekommen und auch nur auf ausdrückliches Verlangen — so war ihr Benehmen gegen ihn doch verlegen und schüchtern, was aber den Reiz ihrer Erscheinung nur noch erhöhte.

„O, ich schmeichle nie,“ verwahrte sich Barfas mit Eifer. „Wir geht die Wahrheit über alles. Aber man müßte ja blind sein, um dies nicht zu sehen.“

„Ich war in der Stadt, in Preßburg,“ sagte Hanka, als müßte sie das, was sein Staunen hervorrief, auf seine natürliche Quelle zurückführen.

„So, in Preßburg? Haben Sie Verwandte da?“

„Nein, ich war bei Bekannten meines Pflegevaters. Er wollte, ich sollte etwas städtische Manieren lernen, er ist für so etwas sehr eingenommen. Sie werden es schon bemerkt haben, daß mein Pflegevater von einem Bauern sehr wenig an sich hat, Herr Barfas.“

„Ja, ja, für einen Bauern ist er ein kluger, gewitzter Kopf,“ meinte dieser leichtsin. „Doch Sie, Fräulein Hanka, wie lange waren Sie in Preßburg?“

### Literatur und Kunst.

\* Original-Entwürfe für geschnittene und gepunzte altdeutsche Lederarbeiten für Kunst-Gewerbetreibende und Dilettanten herausgegeben von Frau E. Vender-Wiesbaden Leipzig, Gustav Frische. Der Verleger machte schon vor etwa 3 Jahren den Versuch, die geschnittenen und gepunzten altdeutschen Lederarbeiten, welche im Mittelalter in hoher Blüthe standen, und die bis vor kurzer Zeit nur von wenigen Spezialgeschäften ausgeführt wurden, auch in Haus und Familie als eine neue und interessante Handarbeit für Dilettanten einzubürgern, namentlich die Damen dafür zu interessieren. Dieser Versuch ist in überraschender Weise gelungen, die schöne Kunst hat sich nicht nur in ganz Europa, sondern auch in anderen Erdtheilen zahlreiche Freunde erworben; sie wird als ebenbürtige Schwester der feinen, kunstgewerblichen Damenarbeiten gern ausgeübt, kaum eine der von vielen Dilettanten geübten Kunst- und Handarbeiten bietet eine solche reiche Auswahl der verschiedensten praktischen Gegenstände, als gerade die altdeutschen Lederarbeiten. Dem Ausführenden fehlte jedoch bis jetzt ein Vorlagewerk, welches ihm nicht nur eine zum Schaffen anregende reiche Auswahl der verschiedensten Objekte in Originalgröße bot, sondern die ihm auch, namentlich dem Dilettanten, bei der für ihn nicht ganz leichten Arbeit des Modellirens ein klares, infiruitives Vorbild gewährten, das ihm gestattete, mit Sicherheit und mit Erfolg die Modellierung her-

„Den Winter über.“

Zozi lachte. „Den Winter über? Das reicht kaum aus, die hänerischen Sitten und Gewohnheiten abzulegen. Nein, nein, Fräulein Hanka, wenn es Ihnen die Natur nicht so reichlich gegeben, sie hätten in dieser Zeit blutwenig gelernt.“

Hanka's Antlitz war wieder wie in Purpur getaucht.

„O, Herr Barfas!“ stammelte sie.

Zozi rückte ihr näher. „Und viel Umgang ist hier auch nicht für Sie, nicht wahr, Fräulein Hanka? Der Ort ist meist von Bauern bewohnt und mit diesen zu verkehren wird Ihnen doch schwer.“

Wie sie dieser Zozi Barfas verstand. Ganz anders als Stefan, der sie mit Gewalt wieder in eine Bauernbirne umwandeln wollte.

„Früher bin ich auch selten zum Tanz gegangen,“ sagte sie, „und wenn ich ging, so tanzte ich meist mit Bürgerstöhnen. Seit mein Pflegebruder aber zuhause ist, muß ich mich, wie er, unter die Bauern mischen.“

„Das nimmt mich Wunder,“ sagte Herr Barfas, den Erstaunen spielend. „Er war doch in der Welt, hat es bis zum Bachmeister gebracht und muß schon etwas Schluß und Bildung haben. Er müßte es ja als ein großes Glück betrachten, eine Pflege Schwester zu besitzen, die so gar nichts von Bauern an sich hat.“

„O der!“ sagte Hanka, und jetzt ging ein bitterer, geringschätziger Ausdruck über ihr Gesicht. „Der möchte am liebsten, ich sollte wieder den ungleichen Linnenrock und das Bauernmieder anziehen. Er hat es mir schon oft gesagt.“

„Das ist aber eine Flegellei!“ rief Barfas, sich in eine immer größere Entrüstung hineinredend. „So etwas einem Mädchen, wie Sie sind, zuzumuthen!“ Dann sich besinnend und wie erschrocken innehaltend, fügte er nach einer Pause hinzu und in seine dunklen, schwächenden Augen trat ein trauriger Ausdruck. „Verzeihen Sie, Fräulein Hanka, daß — daß ich so gesprochen! Er soll Ihnen ja so nahe stehen, so ganz nahe!“

„Wer sagt das?“ unterbrach sie ihn, und ihr ganzes unsicheres und schüchternes Wesen war wie verschwunden. Eine heftige Abwehr lag in ihrem Ausruf.

„Wer? Der ganze Ort. Ich habe es gleich in den ersten Tagen erfahren, daß Sie der Familie Semany erhalten bleiben sollen.“ Ein eigenthümlicher Ausdruck lag in den Worten.

„Jetzt heißt es sogar, daß die Hochzeit nahe vor der Thür liege,“ fügte er hinzu.

„O, so weit sind wir noch nicht!“ rief das Mädchen und die braunen Augen blühten. „Mein Pflegevater möchte es wohl, obgleich er es mir nie mit deutlichen Worten gesagt hat, so weiß ich es doch. Und so lange der Stefan nicht da war, war ich auch nicht abgeneigt und habe mich ganz damit vertraut gemacht, denn ich habe ihn mir ganz anders vorgestellt. Jetzt ist es aber anders — ganz anders. Er hat mir von dem ersten Tage an nicht gezeigt, daß ihm besonders viel an mir gelegen wäre — vielleicht denkt er, ich sei ihm auch so sicher und er könnte sich jedes überflüssige Wort sparen. Er kann sich irren, ich bin keine Waare, die nur jedem so in die

zustellen. Die vorliegende Lieferung dürfte beweisen, daß das Werk den geschilberten Anforderungen vollständig zu genügen imstande sein wird. Sämmtliche Zeichnungen eignen sich auch für die Holz- und Lederbrandtechnik, wodurch sich der Werth derselben wesentlich erhöht. Obwohl das Werk zunächst für den oben genannten Interessentenkreis bestimmt ist, so kann dasselbe auch den Fach- und Kunstgewerbeschulen bestens empfohlen werden, weil nur praktische Gebrauchsartikel dargestellt sind und durch ihre Reichhaltigkeit eine vielseitige Anregung zum Schaffen neuer Entwürfe gewähren. Der Preis einer Lieferung beträgt nur 2,50 M.

\* Unter dem Titel „Japanischer Formenschatz“ giebt S. Bing in Paris unter Mitwirkung bekannter Fachmänner bei E. A. Seemann in Leipzig ein in Monatsheften erscheinendes Sammelwerk heraus, welches das Beste, was die Kunst und das Kunstgewerbe Japans in alter und neuer Zeit hervorbrachte, in vollendeter Weise zur Darstellung bringen soll. Das Gebotene tritt in so reichvollem Gewande, in so köstlicher Anmuth auf, daß selbst diejenigen, welche uniere Sinneigung zu Japan und feiner Kunst mit einer gewissen Geringschätzung als eine Laune der Mode erklären, aus ihrer kalten Zurückhaltung hervortreten und bewundern müssen. Die zahlreichen Abbildungen in Schwarz und in Farbdruck, welche Herr Charles Gillor nach den Originalen japanischer Kunstleistungen ausgeführt hat, sind vorzüglich, treu in Zeichnung und Farbe und ganz durchdrungen von dem eigenartigen Geiste

Hände fällt." Sie lachte kalt und höhnisch auf. „Und was mich betrifft, Herr Barlas, mir ist er noch so fern, wie es der Himmel von der Erde ist.“

„O, Santa, Fräulein Santa!“ sagte Barlas und er rückte noch näher und zwang sie, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Und wie eine offene, hellleuchtende, und eine verdeckte Flamme, so sprangen die Blicke in einander.

„Ich kenne einen, der — der — der unendlich glücklich —“ Er war im besten Zuge, da wurde er unterbrochen. Ein „Guten Abend“ tönte und der Richter Semany trat zu ihnen in die Laube.

Es war nicht zum erstenmal, daß Sabor auf diese Weise das Beisammensein der beiden störte.

Während Stefans Abwesenheit spielte sich aber noch ein anderes Ereignis im Orte ab, für seinen zwar von der geringsten Bedeutung, nur für Bozena Matuschek; ihre Mutter starb.

Für Tage, kaum für Wochen hatte damals Doktor Nawadny den Gehalt ihres Lebens berechnet; das leise flackernde Licht hatte noch monatelang ausgehalten; denn genast war der Herbst, als es erlosch. . . . Aber sie starb, wie sie gelebt, sanft und klaglos und ersparte der Tochter den Anblick des Todeskampfes . . .

(Fortf. folgt.)

## Die historische Berechtigung der „geschriebenen“ Stellen in Trümpelmanns Lutherfestspiele.

In einem dieser Tage erschienenen Büchlein\* unterzieht Superintendent Trümpelmann die an seinem Lutherfestspiele geübte Censur einer kritischen Beleuchtung, deren Spitze sich insbesondere gegen die bekannte Stellungnahme des ehemaligen Ministers v. Puttkamer zu den Aufführungen des Stückes in Berlin und gegen die Angriffe der „Norddeutschen Allg. Ztg.“ auf dasselbe bezieht.

Herr v. Puttkamer begründete seinen Einspruch wider die für die Reichshauptstadt geplante Darstellung der (im Vorjahre in der Saale-Zeitung ausführlich besprochenen) Dichtung in einer Antwort an das Berliner Comité mit den Worten: „das Schauspiel enthält an vielen Stellen eine so anstößige und schonungslos Erörterung von Glaubenssätzen und Gebräuchen der katholischen Kirche, daß in der Aufführung des Stückes eine schwere Gefährdung des öffentlichen Friedens liegen würde.“

Die „N. A. Ztg.“, welche von nicht ultramontanen Blättern wohl allein den „zweifelhaften“ Ruhm hat, eine Rechtfertigung des erfolgten Verbotes der Aufführung des Dramas versucht zu haben, aber schrieb: „Es scheint doch in der That zur Wahrung des Reformationsgedankens nicht notwendig, dreihundert Jahre nach seiner historischen Verwirklichung die Bretter, welche die Welt bedeuten, dazu zu benutzen, um das Klostergebäude für eine Lüge zu erklären, die Verehrung der Heiligen und Reliquien in der outrirtesten Weise lächerlich zu machen, das Abblättern in einer für die heutige kirchliche Anschauung völlig karrikirten Form zu stigmatisiren, von den Meßopfern in den unpassendsten Ausdrücken zu reden, die Fasten in einer für das katholische Bewußtsein geradezu blasphemischen Form zum Gegenstande einer burlesken Theater-scene zu machen.“

Man muß in Trümpelmanns Schrift selber nun nachlesen, wie er das historische Gewissen des einstigen Kultusministers

schärft und wie er dem Gedächtniß des offiziellen Blattes jene Zeiten in Erinnerung bringt, in denen es dem Verfasser des Lutherfestspiels seine Spalten zu einer Reihe von Artikeln zur Orientirung über den Verlauf des Vatikanums und die Tragweite des Unfehlbarkeits-Doctras wahlverwandtschaftlich entgegen bot.

„Ich kann mir sehr wohl denken — sagt sich Trümpelmann gegenüber dem ministeriellen Verbitt zusammen — daß Herr v. Puttkamer frappirt gewesen ist, als er manche Stellen meines Luther gelesen, aber es ist ihm höchst wahrscheinlich dabei eine Verwechslung begegnet. Er hat auf Rechnung meiner Darstellung gesetzt, was allein auf Rechnung der dargestellten Thatsachen zu setzen ist, und er hat dann die Darstellung anstößig genannt, während die „anstößig“ ausschließlich der Thatsache zukommt. Die Thatsache hat Herrn v. Puttkamers religiöses Gefühl verletzt, und er hat sich gar nicht denken können, daß es so gewesen ist; es ging ihm, wie jenem Katholiken, der an die Kreuzzeitung geschrieben: „Wenn die katholische Kirche wirklich so handelt, wie Trümpelmann es schildert — denn sie hat sich seit 300 Jahren nicht geändert, am wenigsten in der Praxis der Sündenvergebung — verdiente sie heute noch gesetzlich verboten zu werden, Priester, die so handelten, verdienten in das Zuchthaus zu kommen, die Laien, die es sich gefallen ließen, müßten, falls sie nicht in das Irrenhaus gehörten, zum mindesten entmündigt und aller staatsbürgerlichen Rechte entleibet werden.“

„Herr von P. — so führt Trümpelmann seine psychologische Erklärung der Sentenz des Ministers fort — setzte die Kirche von damals und die Kirche von heute gleich und meinte dann, innerlichst vor dieser religiösen Entleerung, vor dieser Veräußerlichung und Materialisirung der Religion erbebend, „so arg kann's doch nicht gewesen sein“ und nun wurde meine Darstellung anstößig und schonungslos. „Es ist aber so gewesen — schreibt Trümpelmann — Zug für Zug so gewesen, wie ich's dargestellt habe. Und hat sich die Kirche seitdem wirklich, wie jener gläubige Katholik versichert, nicht geändert, so ist es eben noch heute so.“

der Ostafrikanen. Mit Interesse kann man daher den ferneren Lieferungen entgegensehen. Der Preis der vorzüglich ausgestatteten Hefte, welche in reizend decorirter Mappe vereinigt werden, beträgt nur 2 M.

\* Die illustrierte Gesamtausgabe von E. Marlitt's Romanen und Novellen (Weipzig, Ernst Keil's Nachfolger) ist bis zur 24. Bg. vorgeschritten. Damit ist der 3. Roman „Reichsgräfin Gisela“, beendigt und der vierte: „Im Schillingshof“ hat begonnen. Die Verlagsabhandlung, welche für geschmackvolle Illustration tüchtige Künstler zu gewinnen wußte, ist auch dem Wunsche derer nachgekommen, welche lieber vollständige Bände, anstatt der vielen Lieferungen beziehen möchten. Bis jetzt sind zu dem billigen Preise von je 3 M. geheftet, 4 M. elegant gebunden die ersten drei Bände „Das Geheimniß der alten Wamsell“, „Das Heideprinzchen“ und „Reichsgräfin Gisela“ erschienen, an welche sich vierteljährlich je ein weiterer Band anreihen wird. Die Gesamtausgabe umfaßt im ganzen 10 Bände, von denen jeder einen vollständigen Roman oder mehrere Novellen enthält.

\* Heft 21/22 des sechsundzwanzigsten Jahrgangs der Deutschen Roman-Zeitung, redigirt von Otto v. Leizner, Verlag von Otto Janke in Berlin, hat folgenden Inhalt: „Das Geheimniß der Frau“, Roman von Hans Wachenburi (Schluß). — „Unter dem Danebrog“, ickelwig-holsteinischer Roman von Karl Postumus (Fortf.). — „Stromschnellen“, Roman von Hugo

Frederking. — Feuilleton: Nun danket alle Gott. Von E. Menzel. — Die poetische Ukraine. Von D. Heinrich Rube. — Ein getreuer Mann. Sage aus Schlesien von D. v. Biegler. — Die Gulbigung des deutschen Meeres. Von Johannes Reulecke. — Massen-Zweikämpfe. Von R. Wille. — Waldzauber. Von Adelaide v. Gottberg. — Herr Büchner als spekulanter Philosoph. Von Ulrich Grafen Schaa. — Sprüche. Von Otto v. Leizner. — Vermischte Anzeigen. — Briefkasten.

\* Anton Springers Grundzüge der Kunstgeschichte, welchen Titel das Textbuch zu den „Kunsthistorischen Bilderbogen“ in seiner dritten Auflage angenommen hat, sind mit dem vierten Bändchen vollständig erschienen. Den Inhalt dieses letzten Bändchens bildet die Geschichte der Renaissance diesseits der Alpen und die Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Im Format wesentlich vergrößert, umfaßt die neue Bearbeitung des „Textbuches“ 652 Seiten (gegen 407 der zweiten Auflage). Das innere Wachsthum des Buches ist fast auf jeder Seite zu erkennen. Breiter ist der Vortrag geworden, aber nicht um sich zu verflachen, sondern um sich zu vertiefen, eingehender gestaltet sich die Schilderung der verschiedenen Zeitverhältnisse, welche auf Form und Inhalt der künstlerischen Gedanken Einfluß übten, und der den Entwicklungsgang der Künste bestimmenden Meister, ohne daß kleinliche und peinliche Rücksicht auf Vollständigkeit die Uebersicht verwirrte.

Die geschichtlichen Belege, welche Trümpelmann's Vertheidigungskunst zur Erhärtung der Behauptung bringt, daß sein Festspiel nicht Phantasien sondern Thatsächliches, Wahres und nicht Erdichtetes bringe, ja, daß manche Stellen desselben noch historisch treuer, d. h. schärfer hätten gehalten werden müssen, sind nach Aufgabe und Umfang des Buches mehr in andeutender und hinweisender als die Sache erschöpfender Art erbracht worden, und insbesondere sind es verschiedene der von der Censur beanstandeten Stellen, für welche von einem Heranziehen der historischen Grundlage abgesehen worden ist. Im Nachfolgenden mag deshalb dem Leser Gelegenheit gegeben werden, ein Urtheil darüber zu gewinnen, wie sehr gerade den gestrichenen Stellen der Anspruch auf geschichtliche Treue zugeschrieben werden darf.

Die von der „N. A. Btg.“ konstatierte Verhöhnung der Heiligen- und Reliquien-Verehrung ist in den folgenden Worten erblickt worden, welche im Schauspiel dem Humanisten „Webel“, dessen Namen nach Maßgabe der Censur in „Wange“ verwandelt wurde, in den Mund gelegt sind.

-----  
 „Entbrannt  
 Nicht oft um einen Knochen schon ein Streit,  
 Ob er auch einst dem heiligen Crispin  
 Als Finger diente, wenn er für die Armen  
 Das Leder stahl? Und zornig stellt ein Schächer  
 Um jüngsten Tag sich ein, der an dem Galgen  
 In freier Luft gestorben, fordert sich  
 Dann von der Kirche seinen Finger, den  
 Zum Heil der Sünderigen sie ihm gestohlen!“

Des Humanisten Rede muß aber noch ja hm genannt werden im Hinblick auf die Praxis der Beschaffung und Verwertung der Reliquien, wie sie zu Luthers Zeit thatsächlich sich darbot. Das Halle'sche „Heiligthum“ Kardinal Albrechts enthielt „Summa Summarum 8933 Partikel und 42 ganze heiliger Körper“, die nach des Kardinals eigener Verrechnung einen Abblawerth von „neun und dreißig Millionen zweimal hundert fünf und vierzig tausend ein hundert und zwanzig Jahre und zweihundert und zwanzig Tage“ repräsentirten für die „Seligen, die sich dessen würben theilhaftig machen.“ Mit der Schrift des verstorbenen Hallenser Professors Wolter „der Abgott zu Halle“ erinnern wir uns, daß der Kirchenfürst ganze rheinische Grabstätten aufräumen ließ und für seine Sammlungen an Finger- und Armtheilen u. a. gewann: von Johannes dem Täufer den „Finger, damit er Jesum gezeigt und gesagt hat: das ist Gottes Lamm;“ von Thomas den „ganzen Finger, damit er Jesu an die Seite gegriffen;“ von Lukas „die ganze Armhöhle, womit er das h. Evangelium geschrieben.“

Mit derselben Schrift aber möchten wir die Censoren des Lutherfestspiels an die spätere Kritik erinnern, wie sie von Luther bezüglich der Echtheit der heiligen Gegenstände geübt worden ist.

In einem Spottzettel „Neue Zeitung vom Rhein. Anno 1542“ verkündet er ironisch, daß der Cardinal für Mainz, seine neue Residenz, viele wichtige, neue Reliquien beschafft habe, von denen bisher nie ein Mensch gehört, als z. B. „ein schön Stück vom linken Horn Moses“, „drei Flammen vom brennenden Busch Moses“, „ein halber Flügel vom heiligen Erzengel Gabriel“ u. s. w. In seiner Predigt, die er wenige Tage vor seinem Tode in Halle hielt, eifert er nochmals gegen Albrecht, „der unser lieben Frauen Milch gezeigt, da es doch nicht Marien, sondern irgend Ziegen- oder Bocksmilch gewesen.“

Die folgende Schilderung der vorreformatorischen Kirche, die das Festspiel Luther entwerfen läßt, war für die Auf- führung gleichfalls verboten worden:

Luther:

„Die Kirche selbst hat kein Gewissen mehr,  
 Nacht Pöbeln nur den Leuten zum Gewissen.  
 Ob das Geiz des Höchsten du verlezst —  
 Es gilt ihr gleich, doch tanzend Weh dem Frevler,  
 Der wider ihre Säkung sich erhebt.  
 An Klöster geben, Patennoter plappern,  
 Reliquien küssen, auf die Wallfahrt gehen  
 Zu wunderthätigen Heil'gen, denen sie  
 Die Heiligkeit und Wunderkraft erst anlog;  
 Weichwasser sprengen, räuchern, Kreuze schlagen,  
 Vom Priester aller Gnade sich verheben  
 Und Christum selber über ihn versetzen:  
 Das nennt die Kirche gottesfürchtig sein.“

Abgesehen von den vielen Stützpunkten, die jeder dieser Sätze in den Schriften Luthers findet, leht Wort und Sinn der Stelle bei den Zeitgenossen des Reformators gleichmäßig wieder.

Nur eine Belegstelle aus der Chronik des gotthard Superintendenten Wihlonius, welche die Reformations-Ereignisse der Jahre 1517—1542 skizzirt, mag hier Platz finden.

Im ersten Kapitel dieser Chronik „Wie es im Papstthum gesahen und wohin der Endchrist die Christenheit verführt,“ wird u. a. gesagt: „Da waren da die mancherlei Pfaffen, Mönche, Nonnen-Orden, mit mancherlei Kleidern, Ceremonien und Manier: der ein jeder lehret, wer den Orden hielt, so und so lebete und fastete, der würde selig: wer aber nicht daretin kommen wollte, sollte es doch mit Geld lösen. . . . Da war auch das Fasten von Fleisch, Eier, Butter, Käse: wer es nicht halten konnte, that Sünde und mußte es mit Geld lösen. . . . Da tam das Viel feiern, Wallfahrt gehen gen Rom, zu St. Jacob, gen Jerusalem . . . gen Aachen, gen Fulda, und war schier kein Berg, kein Pfuhl, kein Grund, kein Thal, kein Wald, endlich auch Eide, Weibe, Bude — man macht eine Wallfahrt dahin. . . . Da trug man Geld, Gut, Hühner, Gänse, Enten, Eier, Hanf, Flach, Käse, Butter zu: man jung, man kung; man räuchert, danach opfert man. Es gingen diese Werke im Schwange, die mußten alle und ein jedes mehr gelten, denn das ganze Leiden und Unschuld Christi: als, Fasten, viel Gebetlein, viel Vater-unsrer, viel Ave Maria beten, ganze Rosenkränze, Maria-, Ursul-, Brigitta-Gebet: In Summa, man mußte Tag und Nacht singen, plerren, murmeln, und war kein Aufhören, entgegen dem Spruche Christi: Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden.“

Ganz gestrichen für die berliner Aufführung wurde die Tegel-Scene des Stückes, mit welcher der Verfasser auch den Katholiken einen Dienst zu erweisen geglaubt hatte, weil dieselbe, seiner Meinung nach, zeigt, „daß doch auch für die katholische Kirche die That Luthers lustreinigend gewirkt hätte.“

Der Abblasträmer läßt sich an zwei Hauptstellen des Austritts so vernehmen:

(mit überlauter Stimme)

„In nomine dei, im Namen unsres Gottes!  
 Kommt, tretet näher! Kommt ihr Alten! Kommt  
 Ihr Jungen, alle kommt, hier wird das Heil  
 Der Welt euch feilgeboten; voller Mitleid  
 Ob eurer Sünde, streckt der heilige Vater  
 Von Rom euch seine Gnadenhand entgegen,  
 Nach Deutschland reicht er sie den deutschen Kindern.“ —

und nach einer den Abblatz anpreisenden Erzählung eines seiner Predigt-Mönche:

„Ich mahne euch, veräuemet nicht das Heil,  
 Die gnadenreiche Stunde! Hört ihr nicht  
 Den Jammerton von Eltern, Brüdern, Freunden,  
 Die in den Flammen liegen, hört ihr nicht  
 Ihr Fleh'n: „Erbarmt euch unser!“ Laßt euch rühren!  
 Sobald das Geld nur in dem Kasten klingt,  
 Die Seele aus dem Fegefeuer springt.“

Mit Ausnahme der beiden letzten, auf ihre geschichtliche Echtheit hin vielumstrittenen Zeilen sind die Trümpelmann'schen Verse nur die umschriebene Wiebergabe einiger Sätze aus der von Tegel verfaßten Instruktion, „wie die Priester den Abblatz predigen und herausstreichen sollen.“ In dem ersten der vier uns erhaltenen Sermonen Tegels finden sich zunächst die An- klänge: „So überlege denn das Volk, daß hier Rom sei. Hier ist jetzt die heilige Peterskirche und jetzt müssen diese Kirchen statt der römischen besucht werden. . . . Komm, du Priester, du Edelmann, du Kaufmann, du Frau, du Jungfrau, du Kinding, du Alter.“

Weiterhin heißt es: „Was stehet ihr müßig? Laufet doch alle nach eurer Seligkeit! Suchet den Herrn, indem er nahe ist, und gesunden werden kann. . . . Hört ihr nicht eure Eltern und andere Verstorbene rufen und schreien: Ach erbarmet euch doch meiner, denn die Hand des Herrn hat mich gerührt. Wir müssen die allerhärteste Marter und Qual ausstehen, davon ihr uns doch durch ein klein Almosen erlösen könnt: und ihr wolleth doch nicht. Thut doch eure Ohren auf, weil der Vater zum Sohne, und die Mutter zur Tochter spricht: . . . ihr seid so hart und grausam, daß ihr uns in der Hölle liegen laßt, da ihr uns doch so leichte befreien könnt.“

Am unbefänglichsten hätte der Censur wohl aber der folgende Passus der Ablaß-Szene erscheinen dürfen:

Tege!:

— — — Nieder auf die Knie!  
Kraft meines Amtes als bestallter —

Stimme aus dem Volke:

Gelbichneider in den deutlichen Landen! (Gelächter.)

Tege!:

Wer säte Unkraut mir in meinen Weizen?

Stimme (wie oben):

Der nicht mehr blüht! —

Tege!:

Wer fiel in meine Herde?

Stimme:

Die in dem Hirten jetzt den Wolf erblickt!"

Als marktstreiterischer Ablaßführer, der er war, ist Tege! jedem Kinde der berliner Gemeinbeschulen bekannt, und zeitgenössische Schriftsteller, lutherische wie papistische, haben noch weit kräftigere Bezeichnungen für den „heiligen Dieb.“

Dem Scherze aber, daß Geistliche vom Schlage des „großen Clamanten“ dem Herden-Wolfe näher kommen als dem Hüter

der Schafe, hätte schon in Ansehung seines Stammbaumes Schonung zuteil werden sollen: Wie aus Bilmor ziemlich bekannt, rührt der „durch das ganze 16. Jahrhundert fortgetragene und unzähligmal wiederholte Einfall“ von Geiler von Kaisersberg her, dem sraßburger Satiriker und Geistlichen, der im Jahre 1510 verstarb. Auf der Kanzel wurde von ihm die Frage aufgeworfen: „Woher der Name Bischof komme?“ und dahin beantwortet: „Er halte dafür, es heiße Weisheit, weil heutzutage die Bischöfe ihre Schäflein, statt sie zu weiden, wie die Hunde und grimmigen Wölfe bissen und verzehrten.“ —

Für die beanstandete Stelle im Schlußworte des Schauspielers:

Von Papst und Kaiser wendet kühn und stark  
Der Hohenzollern edles Blut sich ab“

werden wir den Censoren eine historische Deckung aus der Reformationszeit selber wohl nicht erbringen können; unseres Bedühtens hätte die Censur aber diese Stelle passieren lassen dürfen, so lange Prophezeiungen gesprochen und gedruckt werden können, wie jene, welche die Zeit ersieht, da der „katholische Brandenburger die Wache zu stehen hat vor dem stolzen Palats des — katholisch gewordenen Hohenzollerngeschlechts.“ —

## Land- und Hauswirthschaft.

### Die Viehzucht in der englischen Grafschaft Norfolk.

Die Grafschaft Norfolk im östlichen England, zwischen den Grafschaften Cambridge und Suffolk, dem Washbun und der Nordsee belegen, umfaßt ein Areal von 5488 qkm mit 444,749 Einw. Bei der letzten Zählung (1888) fanden sich daselbst 64,883 Ackerpferde, 119,223 Haupt Rindvieh, 553,747 Schafe und 97,413 Schweine. Die Anzahl der Pferde ist sich seit der vorletzten Zählung (1887) ziemlich gleich geblieben, die der Rinder und Schafe hat aber um einige tausend Stück abgenommen, wohingegen die der Schweine um 5997 Stück zugenommen.

Norfolk gehört zwar nicht zu den anmutigsten Grafschaften Englands, steht aber in landwirthschaftlicher Beziehung weit höher als viele andere. Ein Höhenzug (Dünen) trennt die vom Meere abgenommenen Marschlandschaften (fens) von dem der Kreidformation angehörigen westlichen Theile der Grafschaft. Im Innern finden sich an vielen Orten große Moräste und Heide Strecken mit dürftiger Vegetation.

An der Küste ist der größte Theil des Landes flach und an manchen Orten den Eingriffen des Meeres stark ausgesetzt; nur bei Dunstanton-Point findet sich eine 25 m hohe Steilküste. — Die Yare mit ihren schiffbaren Nebenflüssen und die gleichfalls schiffbare Dese haben für Handel und Gewerbe eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Das Klima ist im höheren Theile der Grafschaft angenehm zu nennen, doch kommen Nebel nicht selten vor, die aber von den Engländern bekanntlich nicht sehr gefürchtet werden. In den Marschen ist das Klima meist ungesund.

Der Boden ist an vielen Orten ziemlich leicht, sandig, aber dennoch leidlich fruchtbar. Derselbe eignet sich ganz vortreflich zum Anbau von Knollen-Wurzelgewächsen, Klee und Hülsenfrüchten. Das altberühmte Norfolkshiem — Turnips, Sommerkorn, Klee oder Hülsenfrüchte und Winterkorn — hat eine weite Verbreitung auch über andere englische Grafschaften gefunden und gilt mit vollem Recht für eine der besten Fruchtfolgen Großbritanniens. Weitauß die Viehzahl der Norfolk-Farmer sind intelligente Männer, die sich im Kreise ihrer Standesgenossen eines sehr guten Namens zu erfreuen haben. Unter den Viehzüchtern fanden sich schon in älterer Zeit mehrere, die wirklich Hervorragendes geleistet haben, so z. B. der Earl of Leicester, Wlfr. Overmann u. a.

Die Grafschaft umfaßt jetzt im ganzen 1,356,173 Acres Land, von welchen 1,095,195 Acres zum Ackerbau und zur Viehzucht (als Weideland) benutzt werden. 136,117 Acres sind ausschließlich zur Hengewinnung bestimmt; die Wiesen und Kleeschläge liefern meist reiche Ernten und ermöglichen eine ausreichende und zweckmäßige Winterfütterung der Pferde, Rinder und Schafe.

Die einzelnen Güter der Grafschaft sind oft bis zu 1000 und mehr Acres groß, und es erklärt sich hierdurch, daß sich viele recht wohlhabende Farmer ins Land gezogen haben und daselbst sowohl als Ackerbauer wie als Viehzüchter thätig sind. Beide Zweige des landwirthschaftlichen Gewerbes stehen in Norfolk auf hoher Stufe. Auch der Fischfang — besonders von Yarmouth aus — wird sehr umfangreich und von manchen Leuten mit großem Eifer und Geschick betrieben.

Das Mineralreich liefert dort nur wenige Schätze, und die Industrie ist im Vergleich zu vielen anderen englischen Grafschaften von geringer Bedeutung. Nur ein kleiner Theil der von den heimischen Schafen gewonnenen Wolle wird in den dortigen Fabriken verarbeitet und alljährlich gehen viele tausend Ctr. Wolle über die Grenzen der Grafschaft nach den großen Wollmanufaktur-Distrikten im Norden (Bradford) und Westen des Königreichs.

Pferde. Viele Norfolk-Farmer beschäftigen sich vorwiegend mit der Pferdezüchtung; es werden daselbst seit alter Zeit recht brauchbare Ackerpferde, aber auch viele schöngebaute Rutschpferde gezogen. Der Norfolk-Traber, auch Roadster genannt, wurde schon vor mehr als 100 Jahren seines raschen und sicheren Trabganges wegen besonders hochgeschätzt.

Als Stammvater dieses Schlages gilt Pretender, ein Sohn des Marske; doch weiß man Zuverlässiges über die Entstehung dieses Schlages nicht anzugeben. Auf den Namen einer reinen Rasse können diese Pferde keine Ansprüche machen, sondern sind in der Regel Produkte verschiedenartiger Kreuzungen, bei deren Züchtungen aber sehr streng und sorgfältig die Vater- und Mutterthiere ausgewählt werden.

Im allgemeinen hat der Norfolktraber keinen hochedlen Typus, er scheint vielmehr als eine verkleinerte und verbesserte Ausgabe von Suffolkpferden oder dergleichen mit bedeutender Aktion, so daß er kurze Distanzen (14—17 engl. Meilen in der Stunde) ohne allzu große Anstrengung zurückzulegen vermag, während lange Distanzen auf harten Wegen ihm nicht übermäßig zuzugun. Seine Größe übersteigt selten 1,65 m; der Kopf erscheint häufig in der Stirn etwas vorspringend und nicht gerade sehr fein; der Hals stark und breit aus der Brust aufsteigend, ist hoch aufgerichtet, ziemlich lang und mäßig leicht im Ansatze; der Widerrist ist markirt und gut unterlagert; der Rücken gerade, die Kruppe lang, breit, abgerundet, mit hoch aufgesetztem Schweife. Ober- und Unterschenkel sind verhältnißmäßig kurz, aber gut verbunden und muskulös; die Sprunggelenke sind kräftig; die hervorragendste Partie bleibt die Brust, die mit sehr langer und schwärger Schulter enorm tief und lang ist, ohne breit zu sein, so daß diese Pferde wohl zuweilen etwas flachrippig, auch auffallend kurzbeinig erscheinen und deshalb kleiner aussehen als sie in Wirklichkeit sind. Die Beine haben kein kraftvolles Gepräge, sind oft rund in den Schienbeinen mit mäßig breiten Sehnen, so daß das Maß unter dem Knie höchstens 8—8½ Zoll (engl.)

beträgt, dabei in den Fesseln kurz und mit etwas Behang versehen. Die Aktion ist rund im Knie mit gehobener Schulter, während die Hinterbeine auswärts und seitlich über die Vorderbeine hinweggreifen, indessen ist der Nachschub der Hinterbeine nicht so geräumig, weniger durch großes Terrainnehmen als durch schnelle Repetition der Schritte erzielt. In neuester Zeit klagt man vielfach über die Verkleinerung der Norfolktraber, da viele derselben in den Köpfen sehr schwer und gemein in den Kumpfen weniger tief geworden sind (Schwarzmauler). Die ins Ausland gehenden Hengste dieses Schlages sollen zum Theil schwerer als der alte Traber Schlag sein. — Viele der kleineren Farmer züchten von ihren Arbeitspferden leidlich brauchbare Rutsch- und Reitpferde. Die besten Rutschpferde liefert in der Regel die Paarung solcher Landfüten mit Vollbluthengsten. Durch die dort übliche Art der Züchtung büßen die Landleute wenig Arbeit ihrer Stuten ein; die Mehrzahl der im Frühjahr geborenen Fohlen geht mit ihren Müttern auf das Feld hinaus und läuft bei der Pflugarbeit neben denselben frei umher.

Eine Ueberanstrengung der Stuten wird vermieden, und wenn im Herbst die Bestellung der Weizenäcker beginnt, sind die Fohlen so weit herangewachsen, daß sie ohne Nachtheil abgeleitet werden können. Auf diese Weise wird die Zucht nicht so kostspielig und umständlich, wie an vielen anderen Orten des Landes. In früherer Zeit wurden in Norfolk häufig ganz tüchtige Jagdpferde (Henters) gezogen, indem man Suffolks-Karrenpferde mit Vollbluthengsten paarte; doch soll diese Zucht in der Neuzeit bedeutend nachgelassen und der von schwererem Schirchorbes Platz gemacht haben.

Rinder. Schon in älterer Zeit galt Norfolk für eine derjenigen Grafschaften, welche feine Butter produzirten, und die dortigen Dairies (Molkereiwirtschaften) lieferten ein gelatztes Produkt, welches zur Proviantirung der Schiffe gern gekauft wurde; diese Butter zeichnete sich durch große Haltbarkeit und Wohlgeschmack aus, und noch heute werden in Norfolk ganz wohlgeschmeckende Meiereiprodukte hergestellt. Die ungehörnten rothbraunen Rinder der Grafschaft bilden zusammen mit den gleichfalls ungehörnten (Polled) Suffolks eine Rasse, welche sich durch große Milchergiebigkeit auszeichnet. Als Mastvieh haben dieselben geringeren Werth und zum Zuge werden sie fast niemals benützt. Wahrscheinlich stammt die fragliche Rasse aus Schottland und ist mit dem dortigen Gollowayvieh nahe verwandt. — Nach Youatt's Angabe gehörten das Norfolk-Rind bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts zu den mittelhornigen Rassen, seine Haarfarbe war gewöhnlich roth ohne Abzeichen und nur ganz vereinzelt schwarz; es besaß dieselben Eigenschaften wie das Davon-Vieh, war aber stets kleiner und schwächer. Nachdem man in Norfolk erfahren hatte, daß sich die Golloway's durch größere Milchergiebigkeit auszeichneten, schritten die dortigen Farmer zur Einführung dieser schottischen Rasse und bemerkten zu ihrer großen Freude sehr bald, daß die Nachzucht alle die guten Eigenschaften der Voreltern beibehielt und meist in der Statur etwas größer und bei zweckmäßiger Ernährung voller wurde. — Der Lord Suffield war einer der ersten, welcher sich um die Verbreitung der Norfolk-Polls oder Polled große Verdienste erwarb; derselbe brachte eine sehr schöne Familie derselben von Middleton-Parl (in Lancashire) nach Gunton-Parl in Norfolk, und heute gehört dieses Vieh, welches die Engländer gemeinlich „Redpolls“ nennen, zu dem milchergiebigsten in ganz Großbritannien. Die ungehörnten rothen Suffolks sind etwas feiner und kleiner als die Norfolk's, besitzen jedoch eine größere Mastfähigkeit.

In früherer Zeit herrschte in Norfolk bei den kleinen Farmern der Gebrauch, die Kälber 11 bis 12 Monate lang bei ihrer Mutter zu belassen; sie wurden auf diese Weise sehr fett und waren unter dem Namen „Weeffin“ auf dem londoner Markt stets gesucht. Dieser Gebrauch ist in der Neuzeit aus der Mode gekommen.

Neben den Red-Polled-Vieh giebt es in der Grafschaft auch verschiedene sehr schöne Shorthorn-Heerden, die im Werthe den besten Durhams nicht nachstehen und ihren Besitzern auf den großen Ausstellungen der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft oftmals hohe Prämien einbringen, so z. B. erhielt solche der Prinz von Wales auf dem letzten Norwich-Meeting (1886) für seine Bullen und Kühe, welche auf dessen Farm zu Sandringham gezogen waren.

In Norfolk werden alljährlich viele Ochsen der kleinen schottischen Rassen gemästet; sie kommen in der Regel von

Golloway, Aberdeenshire und West-Highland und gelangen bei guter Ernährung bald zu einem ansehnlichen Schlachtgewicht. Schafe. Auf den leichteren Böden der Grafschaft trifft man hin und wieder noch das alte schwarzköpfige und schwarzbeinige gehörnte Norfolk-Schaf, welches sich durch große Genügsamkeit auszeichnet und in vollem Maße den leichteren Downcharakter an sich trägt; an den meisten Orten mit besserem Boden hat dasselbe aber vor Jahren den werthvolleren Southdowns, Leicesters und neuerdings auch den Suffolks Platz machen müssen. — In Norfolk wohnen mehrere der hervorragenden Southdown-Züchter, wie z. B. J. J. Colman of Carrow-House bei Norwich und Lord Hastings of Welton-Constable (East Dereham), deren Schausüde stets große Verwunderung erregen und immer theuer bezahlt werden. Das Fleisch der Norfolk-Schafe wird gerühmt und soll häufig besser, zartfaseriger sein, als das anderer Grafschaften.

Schweine. Norfolk's Schweinezüchtung hat sich niemals eines besonders großen Namens zu erfreuen gehabt; die dortigen Farmer halten vorwiegend die kleinen weißen Schläge (small, white breed), welche sich von den Suffolks-Schweinen namentlich durch ziemlich lange feine Ohren unterscheiden. — In der neueren Zeit sind in Norfolk vielfache Kreuzungen vorgenommen, und es kann daher von einem bestimmten Charakter der Norfolk-Schweine keine Rede sein. — Auf den großen Ausstellungen erscheinen nur ganz vereinzelt Schweine aus dieser Grafschaft. Von Suffolks, Essex und Berkshire werden alljährlich ziemlich viele Schweine eingeführt, die meist im Stalle oder auf dem Hofe gefüttert und gemästet werden. Man reicht ihnen die geringwerthige Gerste, welche durch die Ungunst des Wetters gelitten hat und zum Mälzen nicht mehr tauglich ist.

Geflügel. Endlich wäre noch zu erwähnen, daß die Norfolk-Turkeys oder Truthähne seit alter Zeit berühmt sind und ein sehr zartes Fleisch besitzen. Es werden dort Jahr für Jahr viele Hühner dieser Art aufgezogen und endlich im gut gemästeten Zustande auf den londoner Weihnachtsmarkt geschickt.

Prof. Dr. E. Freytag.

#### Neues Verfahren bei der Weißbäckerei.

In neuerer Zeit sind zum Theil recht gelungene Versuche mit einem Backverfahren gemacht worden, welches bezweckt, sowohl schwere Mehle leichter backfähig zu machen, als auch dem Gebäck von sonst guten Mehlen innerlich und äußerlich ein schöneres Ansehen zu geben. Die Theorie gründet sich darauf, daß untern heimischen Mehlen, soweit angängig, während des Backprozesses die gleichen oder gleichartig wirkenden Stoffe zugezogen werden sollen, die die ungarischen und russischen Weizenmehle von Natur enthalten. Zu diesem Zweck wird der Stärkeirup oder Stärkezucker empfohlen und ist die Behandlung beim Gebrauch desselben sehr einfach. Es werden in dem Wasser, welches zum Teigmachen verwendet wird, ca. 2 Proz., vom Mehlgewicht gerechnet, Stärkesirup aufgelöst. Der Feuzugab bleibt unverändert. Die Gährung ist eine schnellere und intensivere, und zur rechten Zeit in den Ofen gebracht, soll die Backwaare, selbst wenn mittlere Mehlsorten verarbeitet wurden, ein sehr gutes Aussehen erhalten. Das Gebäck soll nicht verliert werden, da der ganze Zusatz an Stärkezucker vergärrt. Da die Kosten nur gering sind, dürften Versuche, welche ja im kleinen Maßstabe vorerst vorgenommen zu werden brauchen, allgemein zu empfehlen sein, da das Verfahren bei einem zufriedenstellenden Resultate doch von einem ziemlich bedeutenden Vortheil für die dabei Interessirten wäre.

#### Süßwerden der Kartoffeln.

Im allgemeinen hat man als Ursache des Süßwerdens der Kartoffeln das Erfrieren derselben angenommen, es hat dies jedoch, nach neueren Untersuchungen darüber, nichts mit demselben gemein. Kartoffeln erfrieren, wenn unter 3 Grad Kälte gelagert, ohne süß zu werden; bei geringerer Kälte werden sie süß ohne zu erfrieren und ohne ihre Keimfähigkeit einzubüßen. Bei der Lagerung wird in jeder Temperatur die Stärke der Kartoffeln allmählig in Zucker verandelt und bei Temperatur über dem Gefrierpunkt wird der Zucker durch eine Art Athmungsprozess konsumirt, während sich bei dem Kältegrade ein Zuckerrückstand anhäuft. Bringt man daher süße Kartoffeln in höhere Temperatur, bis 20 Grad, etwa in die Küche, dann nimmt der Zuckergehalt derselben ab und sie werden schon nach sechs Tagen brauchbar, und schmecken dann wie andere Kartoffeln.

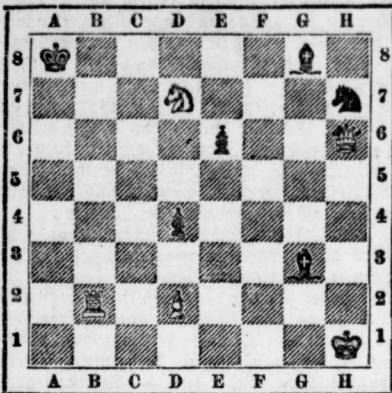
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 342.

Von Dr. H. Deder in Rochlitz bei Gotha.

(Im Problemturnier des „British Chess Magazine“ preisgekrönt.)



(5+6.) Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 235.

Gespielt zu Havana im Februar 1889.

Siebente Partie des Wettkampfes.

Evans-Gambit.

1. e2-e4 2. Sg1-f3 3. Lf1-c4 4. b2-b4 5. c2-c3 6. O-O ...

Damenflügel vollends eingeperrt; doch steht Schwarz ohnehin schlecht. Auf d7-d6 oder f7-f6 würde Weiß das Spiel am einfachsten mit 16. Ta1-e1 fortsetzen.

Kleine Mittheilungen.

Der Wettkampf Steinitz-Zichgorin hat, wie berichtet wird, mit dem Siege Steinitz' geendet. Das genaue Zahlenverhältnis ist zur Zeit noch nicht bekannt; immerhin heißt es, daß der junge russische Meister mit allen Ehren aus dem Kampf hervorgegangen ist, da er nach den letzten Nachrichten von 15 Partien 6 gewonnen und 9 verloren hatte.

Für die Redaktion verantwortlich: J. B.: Dr. H. Borch in Halle.

Den einst ein König stolz geliebt, Wie dieser selbst gehandelt, Noch jetzt dergleichen viel es giebt, Noch sind sie so vorhanden, Dort, wo der Cigarrito weilt, Wo edle Krieger toben, Wo auch die Wunde niemals heilt Und stolz die Donna's toben.

Räthsel.

Logogriff.

Von J. W. in Halle.

Den einst ein König stolz geliebt, Wie dieser selbst gehandelt, Noch jetzt dergleichen viel es giebt, Noch sind sie so vorhanden, Dort, wo der Cigarrito weilt, Wo edle Krieger toben, Wo auch die Wunde niemals heilt Und stolz die Donna's toben.

Charade.

(Wortspiel.)

Von W. G. in Halle.

Man wirft nicht selten einem Tropf Die beiden Ersten an den Kopf, Die Dritte ist ein Wort der Zeit Und dient nur der Vergangenheit, Die Vierte wird zum Wonnelaub, Geflüstert leise von der Braut; Das Ganze ist im Ungarland Als starke Festung wohlbekannt.

Diamanträthsel.

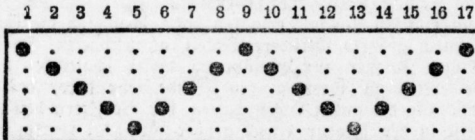
Von — in Halle.

Table with letters and words: a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x y z. Konjunkt, Fluß, Meer, engl. Reisender, amerik. Staat, mitteldeutsche Stadt, holländ. Ehrentitel, Schwimmbel, holländ. Stadt, Königreich, französische Stadt, Schweizer Kanton, Konjunkt.

Die senkrechte und waagerechte Mittelreihe bilden dasselbe Wort.

Punkte-Räthsel.

Von G. G.



Die einzelnen Punkte in den Feldern dieser Figur sind durch je einen Buchstaben zu ersetzen, so daß in den senkrechten Reihen 17 bekannte Wörter entstehen, deren jedes fünf Buchstaben enthält. Die einzelnen Wörter sind: 1. unglücklicher deutscher Dichter, 2. beliebter französischer Opernkomponist, 3. deutsches Land, 4. durch einen Sieg Karls XII. von Schweden bekannte Stadt in Rußland, 5. Frauengehalt aus Schillers Don Carlos, 6. deutscher Dichter, 7. griechischer Philosoph, 8. bekannte Operette, 9. türkische Insel, 10. Sängerthier, 11. berühmter italienischer Dichter, 12. Saiteninstrument, 13. deutscher Opernkomponist, 14. König der Perrier, 15. deutscher Anekdotiker und Erzähler, 16. russischer Kaiser und 17. deutscher Geschichtsschreiber. Sind alle Wörter richtig errathen, so erscheint an den durch je eine Punkte bezeichneten Stellen der Name eines berühmten dramatischen Dichters der Gegenwart.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Silbenräthfels: Dikseprovingen, Simultanjule, Thomastus, Fran, Ranabalona, Wolfram von Eschenbach, Alendmahl, Lauterbach, Diakonisse, Mathien (Osterwald - Mühlhausen). Des Anagramms: Martenbach, Oberinsel, Rauchfang, Gothenburg, Offenhammer, Niederwald, Scheitelhanjen, Aehrenbad, Unterwalden, Negethler, Bromsen, Ehebrante, Himmelreich, Altburg, Traumbild, Glaubenfals, Ohella, Loitringen, Desdemona, Amereis, Morgarethe, Marienburg, Umbant, Nabelstich, Drumburg, Eschenwald (Morgenkünde hat Gold im Munde). Des Logogriffs: I. Tau, Thau. - II. Partien, Ferien. Des Akrostichons: Fort, Arab, Salm, Turban, Neget, Awaren, Goffa, Salm, Thorn, Com, Nabel (Fähnchen). Des Pappekräthfels: Frau (großes Auge), eins (ein schlaues), Fela (schlechte Kanne), Dieb (die braunen), Eau (des Auges), Seine (doch eines).

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.